

Domprediger Thomas C. Müller

14. Sonntag nach Trinitatis, 17. September 2017, 18 Uhr

Predigt über Markus 1,40-45

Gnade sei mit euch und Frieden von Gott, unserem Vater, und unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

Der Predigttext für den heutigen Sonntag steht im Evangelium nach Markus, Kapitel 1, die Verse 40-45.

„40 Und es kam zu ihm ein Aussätziger, der bat ihn, kniete nieder und sprach zu ihm: Willst du, so kannst du mich reinigen.

41 Und es jammerte ihn, und er streckte seine Hand aus, rührte ihn an und sprach zu ihm: Ich will's tun; sei rein!

42 Und alsbald wich der Aussatz von ihm, und er wurde rein.

43 Und Jesus bedrohte ihn und trieb ihn alsbald von sich

44 und sprach zu ihm: Sieh zu, dass du niemandem etwas sagst; sondern geh hin und zeige dich dem Priester und opfere für deine Reinigung, was Mose geboten hat, ihnen zum Zeugnis.

45 Er aber ging fort und fing an, viel davon zu reden und die Geschichte bekannt zu machen, sodass Jesus hinfort nicht mehr öffentlich in eine Stadt gehen konnte; sondern er war draußen an einsamen Orten; und sie kamen zu ihm von allen Enden.“

Liebe Gemeinde!

Du fühlst dich unwohl. Die Seitenblicke der anderen geben dir das Gefühl, dass irgendetwas mit dir nicht in Ordnung ist. Die Anderen scheinen alle in gutem Kontakt miteinander zu sein, aber du gehörst irgendwie nicht dazu. Das verunsichert dich. Du weißt ja, wie sie über Leute reden können. Du warst selbst dabei, wie sie lästern und herabsetzen konnten, wenn da jemand nicht in ihr Schema passt. Bei einer Auffälligkeit oder einem Makel schließt sich schnell ein unsichtbarer Kreis der Distanzierung, der ohne Worte funktioniert. Denn niemand will mit so einem in Berührung kommen. Wer es dennoch tut, wird mit hochgezogenen Augenbrauen gemustert. Das ist das oberste Gesetz in einer Gruppe: bloß nicht gemieden werden. Gemieden, zu werden, das ist wie kranksein, ach, was, wie tot sein.

„Vier werden einem Toten gleichgeachtet: der Arme, der Aussätzige, der Blinde und der Kinderlos,“ heißt es im Talmud.

Der Aussätzige hatte es unter diesen Vieren wohl am schwersten. Die Angst der Bevölkerung vor Ansteckung zwang sie an besonderen Orten zu leben. Dazu kam die verbreitete Auffassung, dass der Aussätzige von Gott gestraft sei. Dass sein Aussatz der äußere Ausdruck einer inneren Unreinheit und Sünde war. Das klingt nach lange vergangenen Zeiten, aber die tief verankerten Muster, die dahinterstehen, sind auch durch aufgeklärten Humanismus nicht überwunden worden. Der Obdachlose, der verdreht durch die U-Bahn tippelt, um ein paar Cent abzustauben – den will man nicht anschauen, geschweige denn berühren. Das Mitleid hält sich durch Abscheu und Argumente in Grenzen. Ist er nicht irgendwie selber schuld an seinem Zustand? Ist seine äußere Verwahrlosigkeit nicht Ausdruck einer inneren Haltlosigkeit? Und wenn jemand in der Gruppe isoliert ist, dann liegt das doch auch daran, dass er oder sie sich immer so merkwürdig verhält. Ist doch irgendwie selbst schuld an seiner Situation. Irgendeinen Grund gibt es doch immer. Natürlich sagt man das nicht laut, aber gedacht ist es schnell.

Wen lassen wir in unseren Kreis, in unsere Kreise. Und wen nicht? Diese Frage bekommt in unseren Tagen eine immer größere Bedeutung. Sie ist allgegenwärtig und hochpolitisch. Trotz Globalisierung und Multikulti - die Soziologen konstatieren, dass sich die Milieus wieder viel stärker gegeneinander abschotten. Man will unter sich bleiben. Unter seinesgleichen.

„Und es kam zu ihm ein Aussätziger, der bat ihn, kniete nieder und sprach zu ihm.“

Ein harmloser Satz, der Ungeheures aussagt. Denn auf einen Gesunden zuzugehen, in sogar anzusprechen, war dem Aussätzigen streng verboten. Dieser Mensch hat das Menschen- und das Gottesgesetz gegen sich. Wahrscheinlich ist, dass er die Isolation, in die er geraten ist, sogar verstehen kann. Er ist unrein und er fühlt sich schuldig und unrein. Und dennoch: Demütig und doch voll Entschlossenheit und Vertrauen wirft er sich vor Jesus auf die Knie. Was gibt ihm die Kraft, dennoch den Bannkreis zu missachten und Jesu Nähe zu suchen?

Bis heute stellt sich die Frage, was uns die Kraft gibt auf das Vertrauen zu setzen, gerade wenn sich die Situation gegen uns steht. Was ist der Grund deines Vertrauens, die Ursache dafür, dass du losgehst, auch wenn es mehr als zweifelhaft ist, ob gelingen kann, was du dir ersehnt? Ist es Lebensoptimismus, Selbstvertrauen? Es kommt der Augenblick, wo das nicht reicht.

Das Evangelium lässt in dieser Geschichte - und an vielen anderen Stellen - das unumwundene Staunen darüber erkennen, dass die Person Jesus bei den Menschen offensichtlich einen abenteuerlichen Hoffnungsschub auslöste, ein nach den normalen Maßstäben der Vernunft irrationales Vertrauen zu einem Menschen, von dem sie höchstens von Ferne gehört hatten, den sie aber offensichtlich als einen Verbündeten erspürten, einen Verbündeten gegen die Zumutungen der Welt und der Menschen; und auch gegen religiöse Sanktionen, unter denen sie litten.

„Willst du, so kannst du mich reinigen.“

Da ist große Hoffnung und großer Respekt. Der Aussätzige ist erfüllt von der überschäumenden Sehnsucht danach, dass sich der eiserne Ring um ihn löst und er scheint ein ungeheures Zutrauen zu haben, dass der, der da vor ihm steht, das auch tun kann, was er wünscht. Ja, er respektiert den Willen Jesu. Er hält seinen Wunsch nicht zurück, er hält ihn Jesus hin. Er hält sich selbst hin, und erwartet, was nun geschehen wird.

Wenn ich mir dieses Bild vergegenwärtige, das Bild dieses Aussätzigen, der mit seiner verwegenen Hoffnung vor Jesus kniet und auf die Antwort Jesu wartet, dann frage ich mich selbstkritisch, wie viel echte Erwartung noch in meinem Glauben lebt. Es funktioniert doch auch für Christen meist anders. Wir haben Wünsche und versuchen sie zu erfüllen. Wenn Entscheidungen anstehen, wägen wir Pro und Contra ab, definieren unsere Ziele. Vielleicht formuliere ich im Gebet meine Anliegen. Aber rechne ich wirklich damit, dass da zwischen Gott und mir etwas in Gang kommt? Riskiere ich mich selbst in dem, was ich erbitte. Und erwarte ich etwas in dieser Beziehung, in dieser Begegnung? Lass ich den Gedanken überhaupt zu, dass Gott einen Gedanken, ja einen Willen für mich hat, den ich aufnehmen und hören soll? Die Beziehung zu Gott, das Gebet braucht diese stillen Momente. Diesen Atemzug, in dem ich nicht mehr selbst rede, sondern lausche und erwarte, dass Christus selbst mich, ja, - ... berührt. Dieser kurze Augenblick zwischen der Bitte des Aussätzigen und der Antwort Jesu war ein solcher stiller Moment.

Das Evangelium erzählt, dass es Jesus jammerte als er dem Aussätzigen begegnet und sein Anliegen hört; und das meint das Empfinden eines Schmerzes, der bis in die Eingeweide zieht. Eine andere Überlieferung der Geschichte erwähnt gar, dass Jesus Zorn empfunden hat. Er ist das Gegenteil des wohltemperierten Stoikers, der alles, auch das Schlimmste, in Gleichmut hinnimmt. Ihn jammert und er empfindet Zorn, weil das, was ihm in diesem Aussätzigen begegnet, zeigt, wie weit der Zustand dieser Welt vom Willen Gottes entfernt ist: Sein Leiden, seine Krankheit, seine Ohnmacht und Isolation – nichts davon entspricht der guten Gottes Ordnung für diese Welt. Die Welt, wie sie ist, ist durchzogen von zerstörerischen Mächten und Zuständen, die Menschen beschädigen. Es ist diese Energie des Mitleidens und des Zornes, die sich diesen Gegenkräften Gottes entgegenstellt, die Jesus gegen jede Regel, gegen jede Gepflogenheit, die Hand ausstrecken lässt und sagen lässt: „Ich will's tun, sei rein.“ In diesem kurzen Satz wird eine ganze Welt auf den Kopf gestellt.

Liebe Gemeinde,

warum war es den ersten Christen so wichtig in den Glauben an Gott diesen Glauben an Jesus Christus zu integrieren? Und warum ist das bis heute Sinn? Weil der Glaube an Gott in Hinblick auf diese Welt in seiner Aussage oft doppeldeutig bleibt. Er hat oft genug dazu geführt, dass Menschen alles, was der Fall ist, als gottgegeben hinnahmen. Krankheit, Armut, soziale Hierarchie – alles wurde auf Gottes Wille zurückgeführt und so gab es für den Einzelnen, wie für die Gemeinschaft, nur eine Maßgabe: Du musst es annehmen. Du musst zu allem Ja und Amen sagen. Mit Jesus kommt eine andere Dynamik in die Geschichte. Und wenn der Aussätzige tausend Mal gehört hat, dass es Gottes Wille ist, dass er aussätzig und isoliert leben muss: Jesus setzte seinen Willen dagegen – seinen Willen, von dem er wusste, dass es der eigentliche Wille Gottes ist. Und dieser Wille Gottes will, dass du lebst. „Ich will’s tun, sei rein.“ Es ist diese Gegenkraft Gottes, die sich in diesem Jesus Bahn bricht und die sich im Vertrauen auf ihn bis heute, bis in unser Leben hinein Bahn brechen kann, auch dann, wenn keine wunderbare Heilung geschieht. Im Vertrauen auf den, der uns will, werden die Kräfte frei, die uns den Bannkreis durchbrechen helfen. Durch die Geschichte hindurch hat das Vertrauen auf Jesus Christus Menschen mit Energie ausgestattet, Grenzen zu durchbrechen, Grenzen, die oft gerade mit Glaubenssätzen begründet wurden. Ist es nicht erstaunlich, dass die schwarzen Sklaven Amerikas aus dem Glauben, den ihnen die weißen Sklavenhalter aufoktroiert hatten, die Kraft zogen, gegen ihre Fesseln aufzubegehren? Ohne das sie es merkten, hatten ihnen ihre Herren mit Jesus diese Gegenkraft in Herz und Hand gegeben. Und es gibt viele Beispiele, wo gegen ein verkrustetes religiöses System, das sich christlich nannte, aber im Grunde nur der Sanktionierung des Status quo diene, durch das Vertrauen auf Christus durchbrechen wurde.

Der Glaube an Jesus Christus hat jedenfalls nichts mit Fatalismus zu tun und sehr viel mit der Ermächtigung, etwas zu verändern. Auch Jesus musste später in den Willen Gottes einwilligen, sein Kreuz annehmen. Aber das ist nicht das Erste. Das erste ist die Kraft, dennoch zu sagen.

Bis heute stehen wir immer wieder vor der Frage, ob wir Dinge als gegeben hinnehmen, die augenscheinlich nicht gut sind, und uns damit abfinden, sei es aus Ohnmacht, Angst oder Erwartungslosigkeit. Oder eben nicht. Das betrifft unser alltägliches Leben. Und es betrifft das große Ganze. Die Welt, wie sie heute ist, erscheint uns zu oft als alternativlos. Utopien und Visionen für eine andere Welt scheinen verbraucht. So nehmen wir hin, was doch eigentlich unhinnehmbar ist. Ist es für uns wirklich nur noch wichtig, dass es für uns so gut bleibt, wie es ist? Und alle anderen berühren uns nicht?

Die Begegnung zwischen dem Aussätzigen und Jesus ist so knapp erzählt, dass man sie fast überlesen könnte. Und doch wird hier ein dramatischer Kampf erzählt: der Kampf zwischen einer zementierten Wirklichkeit, in der alles unverrückbar erscheint, einer Welt, in der ein Aussätziger keine Chance hat, und dem Willen Gottes, der das Leben will. Dieser Kampf wird nicht auf der großen öffentlichen Bühne gekämpft, sondern in der Unscheinbarkeit unseres Alltags und unserer tagtäglichen Entscheidungen. Auch die Geschichte zeigt, wie wenig Jesus selbst daran gelegen war, seinen Kampf zu einer marktschreierischen Wundersensation zu machen. Er fährt den ehemals Aussätzigen an, er soll das, was da geschehen ist, nicht weitererzählen. Aber der Geheilte hält sich nicht daran. Jesus zieht sich in die Einsamkeit zurück. Dort kann er nicht lange bleiben. Aber die wirkliche Begegnung mit ihm aber geschieht nicht im Raum des öffentlichen Spektakels, sondern dort, wo wir in aller Stille den Mut finden, ihn aufzusuchen, uns ihm hinzuhalten, mit all dem, was uns ausmacht. In ihm steckt die Kraft, die Grenzen zu überwinden.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.